

**Dankrede zur Verleihung des Leipziger Buchpreises
zur europäischen Verständigung im Gewandhaus
Leipzig am 11. März 2009**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
die Verleihung des Leipziger Buchpreises zur Europäischen Verständigung ist für mich eine außerordentliche Ehre. Da ist Leipzig, die alte europäische Bücherstadt. Da ist die Stadt, in der noch in Zeiten der größten Entfremdung und Verfeindung zwischen Ost und West die Kriechströme nie aufgehört hatten, hin und her zu gehen. Da ist die grosse Stadt, auf deren Ring sich vor bald 20 Jahre die Wende in Ostdeutschland anbahnte, und die seither zu einer geistigen Drehscheibe zwischen dem östlichen und westlichen Europa geworden ist. Und da ist schliesslich das Gewandhaus, in dem heute die Leipziger Buchmesse eröffnet wird. Sie werden also verstehen, dass ich bei aller Freude nicht nur aufgeregt, sondern auch ein wenig eingeschüchtert und befangen bin.

Ich möchte zuallererst den grosszügigen Stiftern des Preises und dessen Kuratorium danken – der Stadt Leipzig, dem Freistaat Sachsen, dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und der Leipziger Messe GmbH -, dann vor allem den Jurorinnen und Juroren, die eine Entscheidung getroffen haben, die mich sehr bewegt hat und ermutigt. Jens Reich, den ich in den späten 1980er Jahren zuerst als den hinter einem Pseudonym verborgenen Autor glänzender Essays, dann auch als leibhaftigen Freund kennen gelernt habe, danke ich für die Würdigung meiner Arbeit. Ich will den Ort und die Gelegenheit auch nutzen, all jenen meinen Dank auszudrücken, die auf je ihre Weise dazu beigetragen haben, dass das Buch, so wie es vor Ihnen liegt, zustande gekommen ist. Das ist mein Verlag, vor allem mein Lektor Tobias Heyl, der keine Mühe gescheut hat, nicht nur ein gutes, sondern auch ein sehr schönes Buch zu machen, und mein Verleger Michael Krüger, der - selber Dichter, Schriftsteller und Verleger-Athlet in einer Person - seine Autoren nicht nur mit Briefen animiert, sondern mit nach vorne zieht, über die letzten Meter des Finish, die bekanntlich oft die entscheidenden sind. Besonders leicht geht mir an dieser Stelle ein Dankeswort an das Leipziger Leibniz-Institut für Länderkunde über die Lippen, in dem die

wunderbaren Karten, die dem Buch beigelegt sind, gezeichnet wurden. Und selbstverständlich wäre es nicht ohne die Bereitschaft meiner Familie abgegangen, die in der heissen Phase des Schreibens nicht wenig auszuhalten hatte. Schliesslich freut und ehrt es mich, dass zahlreiche frühere Preisträger, allesamt hoch geschätzte und liebe Kolleginnen und Kollegen, heute hier anwesend sind.

Danksagungen gehen ja über das blosses Bekunden von Dankbarkeit hinaus. In Wahrheit legen sie Spuren frei, wie etwas gekommen und wie etwas geworden ist. Und Danksagen heisst dann soviel wie: etwas weitergeben von der Anerkennung, die einem selber zuteil geworden ist. Wenn wir heute mehr wissen über jene menschliche Katastrophe, die sich mit der Chiffre des Jahre 1937 verbindet, dann ist dies in erster Linie den russischen Kollegen und Freunden zu verdanken - ob in den Archiven und Instituten tätig, freiberuflich, sich oft von Stelle zu Stelle hangelnd, in Forschungsprojekten oder Editionsprojekten. Ihrer beharrlichen Sucharbeit, der Gründlichkeit ihrer Recherche, ihrem Intimwissen, das man braucht, wenn man einer konstitutionell öffentlichkeitsscheuen Administration einen ganzen, bisher verschlossenen Kontinent abgewinnen will, verdanken wir Quellensammlungen, Editionen, Führer in die Labyrinth der Institutionen und Speicher des kollektiven Gedächtnisses, und damit auch zu den streng gehüteten *arcana imperii*. Die vor uns liegenden Massive des Quellenmaterials reichen aus, um Generationen von Forschern zu beschäftigen. Diese Arbeit war und ist nur möglich mit grosser Hingabe an die Sache, Verzicht, ja Opferbereitschaft – alte Tugenden einer gesellschaftlichen Klasse, die manche für untergegangen halten: der russischen Intelligenzia. Ich denke hier nicht nur an die Experten und Stalinismusforscher, sondern jene, für die historische Aufklärung und Kampf um den öffentlichen Raum, Rückgewinnung des historischen Gedächtnisses und Bewältigung der Zukunft, Respekt vor den Opfern der Vergangenheit und Zivilcourage im heutigen Russland nur zwei Seiten ein und derselben Medaille sind. Stellvertretend für diese Arbeit stehen in meinen Augen die Leute der Organisation Memorial, ob in den Hauptstädten oder im Land draussen. Es ist nicht zuletzt diesen Unentwegten zu

verdanken, wenn unzähligen Verschwundenen ihr Name, ihr Gesicht, vielleicht auch ihre Biographie zurückgegeben und Lebensschicksale aufgeklärt worden sind. Vielleicht erleben wir jenen Tag noch, an dem die Lubjanka, der Sitz der „Behörde“, um mit Michail Bulgakow zu sprechen, jahrzehntelang Symbol für schrankenlose staatliche Gewalt und menschliches Ausgeliefertsein, zur Gedenkstätte und zum Museum wird.

Aber während das 1937er Jahr in Russland wenigstens eine Chiffre ist und nahezu alle wissen, was damit gemeint ist, kann dies vom westlichen Europa kaum gesagt werden. Die Teilung Europas hat auch in der Gedächtnislandschaft und im Kalender, in dem die entscheidenden Zäsuren verzeichnet sind, ihre Spuren hinterlassen. Geschichtliche Katastrophen, die sich dort ereignet haben, kommen auf dieser Landkarte nicht oder nur am Rande vor: die sowjetische Kollektivierung, ein veritabler Bürgerkrieg, begleitet von Massendeportationen und gefolgt von einer entsetzlichen Hungersnot, die Kollektivdeportationen ganzer Völkerschaften, oder eben das „Jahr 1937“ und seinen Massenoperationen, denen fast 700 000 Menschen zum Opfer fielen. Manchmal scheint es, als habe sich dies alles nicht in Europa, sondern exterritorial, irgendwo, viele meinen „in Asien“, abgespielt. Aber das, was man „Stalinismus“ nennt, ist eine europäische Angelegenheit, er kam nicht von draussen. Moskau 1937 ist ein Schauplatz auf der Landkarte des europäischen Bürgerkrieges so wie Rom, Madrid, Berlin, Wien oder Paris. Ja, es ist wahr: mein Buch ist auch der Versuch, Moskau 1937 auf die mental map der Europäer zurückzuholen. Es gibt eine Asymmetrie der Wahrnehmung, die nicht immer etwas mit Geheimhaltung und schlechter Quellenlage zu tun hat. Es gibt eine Asymmetrie der Intensität der Wissens und der Anteilnahme. So wie die Opferzahlen des Jahres 1937 im Feuerschein der Opferzahlen des Großen Vaterländischen Krieges verschwinden, so verblassen das Massensterben sowjetischer Kriegsgefangener, die Schrecken von deutscher Besatzung und verbrannter Erde im ganzen östlichen Europa im Horror des Judenmordes. Vielleicht sind Europa, die Europäer noch überfordert, sich der ganzen Geschichte anzunehmen. Es gab eine Zeit, in der es fast

unmöglich war, diese Geschichte zu erzählen und zu schreiben, weil jedes Verbrechen auf der einen Seite als Rechtfertigung der Verbrechen auf der anderen Seite verstanden oder missverstanden werden konnte, weil die Zeit des Entlarvens und des Aufrechnens noch nicht vorüber war. Und doch hat es jemanden wie Wasili Grossman gegeben, der furchtlos den gesamten Schauplatz durchmessen und in seinem Werk künstlerisch bewältigt hat: von der Kolyma bis Buchenwald, von den Kulakendeportationen bis zur Auslöschung der ukrainischen Judenheit, der in Stalingrad mitgekämpft hatte und der dabei war, als die Rote Armee Majdanek und Treblinka befreite. Grossmans Werk sollte „nicht in 300 Jahren erscheinen“, wie ein grau gewordener ZK-Funktionär glaubte ihm sagen zu können. Es war Grossman, der recht behalten hat, auch wenn sein Leben an einer uneinsichtigen und bösen Macht zerbrochen ist. Er hat nicht nur den Sowjetbürgern und Russen, sondern auch den Europäern Europa im Zeitalter der Totalitarismen gezeigt.

Seither ist ein halbes Jahrhundert vergangen, Grossmans Buch „Leben und Schicksal“ ist zuerst im Ausland, dann auch in Russland erschienen. Die Sowjetunion gibt es nicht mehr. Russland ist durch eine Zeit der Wirren gegangen, die an die Grundlagen nicht nur seiner staatlichen Existenz gerührt haben. In kürzester Zeit hat es sich bis zur Unkenntlichkeit verändert, und nur wenig wagen es, den Zustand dieses zerrissenen Landes auf einen bequemen Nenner zu bringen – ich jedenfalls nicht. Für mich ist es nach wie vor ein Wunder, dass der grosse Knall, den alle befürchtet haben, als das Imperium sich auflöste, ausgeblieben ist. Dass es so kam, war nicht Resultat eines strategischen Masterplans, sondern des spontanen Handelns einer Bevölkerung, die nach der Abdankung des Systems sich selbst überlassen war und sich selber helfen musste. Kontrollierte Demontage statt Zusammenbruch. Hier kam vieles zusammen: eine in sowjetischen Zeiten lebenslang erprobtes Improvisierenkönnen, der Zwang, sich auch in aussichtslos scheinenden Situationen zurechtfinden zu müssen, das Wissen, dass man letztlich nur sich selbst und seinen Freunden vertrauen kann, eine Geistesgegenwart, die die Chancen des Augenblicks erfasst und aus ihnen etwas macht, und nicht zuletzt eine tief sitzende, defensives

Verhalten fördernde Angst, dass alles in einem Kampf aller gegen alle, in einem Absturz in den Bürgerkrieg enden könnte. Eine Bevölkerung mit weniger Kompetenz zur Chaosbewältigung und geringerer Fähigkeit zur Selbstorganisation wäre leicht in Panik und Hysterie verfallen. Daher sind die wahren Helden des Übergangs nicht so sehr die grossen Männer, die in üblicher Selbstüberschätzung die Stabilität des grossen Landes garantierten, sondern die unendlich vielen, die mit ihren individuellen und kollektiven Bewältigungsstrategien das Land am Leben und zusammengehalten haben. Das Russland in der Zeit der Wirren war – entgegen verbreiteten Klischees - kein apathisches, passives Land, sondern ein Land in Bewegung und voll von erfinderischer Initiative. Menschen, die verloren gewesen wären, machten sich auf den Weg, fingen in Zeiten, da man in Pension zu gehen pflegt, ein zweites Mal an, mussten wenn ein Job zum Lebenserwerb nicht reichte, einen zweiten oder dritten annehmen. Das veränderte Russland kam nicht allein über westliche Lehrbücher, sondern risikoreiches Probehandeln und Learning by Doing. Millionen sahen sich im Ausland um. Zum ersten Mal schien sich alles um das Eigene, das Private, das Gegenwärtige zu drehen, nicht um das Allgemeine, eine lichte Zukunft oder Mythen der Vergangenheit. Das kann man mit Fug und Recht als eine grosse, ja säkulare Umwälzung bezeichnen. Die Hommage auf die unsichtbaren Helden und Heldinnen, die hier fällig wäre, muss noch geschrieben werden. Wo immer man heute im Lande unterwegs ist, wird man das Ineinander von Ausbruch und Zerfall zur Kenntnis nehmen: ob in den Buchhandlungen, wo französische Philosophen und Marketinglehrbücher neben Stalin-Kitsch ausliegen, in den Metropolen, wo Wolkenkratzer neben Containersiedlungen für tadschikische Gastarbeiter entstanden sind, in den sterbenden Städten des Nordens oder in Boomregionen, die es auch gibt, an den Check-In-Schaltern auf den Flughäfen und in vielen Dörfern, die von ihren Bewohnern verlassen sind. Warum dies alles? Meine Zuversicht, dass Russland einen Weg aus der tiefen Krise finden wird, gründet sich nicht so sehr auf die Öl- und Gaspreise, die irgendwann wieder steigen werden, sondern auf jene Fähigkeit der Krisenbewältigung, die keine Hypothese und keine

Prognose, sondern eine Tatsache war und ist. Aber hört sich dies alles nicht an wie das berühmte Pfeifen im Wald? Sind wir in den letzten Jahren nicht von Bildern heimgesucht worden, die wir für erledigt hielten, und von einem Ton, der längst vergessen war? Ewiges déjà vu: Panzer, die über die Grenze rollen, Anwälte und Journalisten, die von Auftragskillern in den Kopf geschossen werden, eine Rhetorik, die wir aus der Zeit der Schauprozesse kennen; aber auch ein exzessiver Reichtum, an dem weniger der Reichtum, als die Schamlosigkeit, mit der er ausgestellt wird, frappte. Und schliesslich: Selbst Stalin kam in den neuesten Schulbüchern wieder zu Ehren, diesmal als Beispiel für herausragende Managerqualitäten. Also doch ewige Wiederkehr des Immergleichen?

Die autoritäre Führung misstraut den lebendigen Kräften, wenn diese auf ihrer Unabhängigkeit bestehen. Sie hat die Räume – ob Medien oder Parlament –, die jede Gesellschaft braucht, um ihre Probleme erörtern und lösen zu können, unter ihre Kontrolle gebracht. Sie ist unfähig oder unwillens, dem Treiben gefährlicher Demagogen und Schlägerbanden Einhalt zu gebieten. Unternehmerische, initiativreiche Leute fühlen sich entmutigt oder gar bedroht durch eine wachsende parasitäre und korrupte Schicht. Aber keine noch so rigide Disziplin, wie sie in den „Diensten“ seit jeher herrscht, keine Vertikale der Macht, keine antiwestliche und xenophobische Stimmungsmache, keine Verschwörungstheorie von irgendwelchen Fünften Kolonnen, nicht einmal der wieder ansteigende Gas- und Ölpreis werden die Probleme des grossen Landes lösen. Russland hat alles, was es dafür braucht: nicht nur riesige Naturschätze, sondern vor allem: kluge Köpfe und selbstbewusste Menschen, die nicht von den Minderwertigkeitskomplexen des untergegangenen Imperiums getrieben sind, sondern eine Vorstellung davon haben, was ein Russland im 21. Jahrhundert sein könnte, engagierte Leute, für die Liebe zum eigenen Land und Weltoffenheit kein Gegensatz sind – man muss sie nur lassen. Russland ist, wenn man die Bilder von der Landschaft nach der Schlacht hinter sich gebracht hat, ein Land von grosser Schönheit. Irgendwann wird Russlands Schönheit wieder seinen Zauber entfalten, wie schon einmal. Denken wir nur an Sergej Djagilews

Saison Russes, die Europa verzauberten, denken wir nur an die Hingabe, mit der die Welt Andrej Sacharow, dem etwas linkischen Physiker, zuhörte, wenn er vor die Weltöffentlichkeit trat, mit nichts anderem als der Wahrheit und dem Charme der freien Rede. Wir sollten nicht vergessen, dass Kulturen nicht nur durch das Wissen um Tragödien und Katastrophen zusammengehalten werden, sondern vielleicht mehr noch durch Bilder vom glücklichen Gelingen. Das gilt auch für Europa und Russland, die mehr eint als die Erinnerung an die Opfer auf den Schlachtfeldern des 20. Jahrhunderts.

Karl Schlögel, Berlin am 6. März 2009